

**HEYNE <**

Von Dmitry Glukhovsky sind erschienen:

*Metro 2033*

*Metro 2034*

*Sumerki – Dämmerung*

In Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM  
sind erschienen:

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Djakow: *Hinter dem Horizont*

Suren Zormudjan: *Das Erbe der Ahnen*

Mehr Informationen über Dmitry Glukhovsky und sein  
METRO 2033-UNIVERSUM auf:

**diezukunft.de** ➤

**DMITRY  
GLUKHOVSKY**

# **FUTU.RE**

Roman

Aus dem Russischen  
von David Drevs

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe

Будущее: роман-утопия



Verlagsgruppe Random House FSC® N001957

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 6/2014

Redaktion: Anja Freckmann

Copyright © 2013 by Dmitry Glukhovsky

unter Vermittlung der Nibbe & Wiedling Literary Agency

[www.nibbe-wiedling.com](http://www.nibbe-wiedling.com)

Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2014

Umschlaggestaltung: Das Illustat, München

Satz: Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31554-9

[www.diezukunft.de](http://www.diezukunft.de)

# INHALT

I · Horizonte	7
II · Wirbel	37
III · Razzia	61
IV · Träume	92
V · Vertigo	128
VI · Begegnung	160
VII · Geburtstag	192
VIII · Nach Plan	221
IX · Flucht	252
X · Fetisch	277
XI · Helen – Beatrice	305
XII · Beatrice – Helen	345
XIII · Glück	373
XIV · Paradies	402
XV · Hölle	439
XVI · Wiedergeburt	479
XVII · Anrufe	510
XVIII · Ma	527
XIX · Basile	565
XX · Meer	583
XXI · Purgatorium	610
XXII · Götter	645

XXIII	·	Vergebung	678
XXIV	·	Zeit	705
XXV	·	Flug	730
XXVI	·	Annelie	757
XXVII	·	Sie	784
XXVIII	·	Erlösung	815
XXIX	·	Rocamora	846
XXX	·	Aufgabe	878

# I · HORIZONTE

So ein Lift ist eine großartige Sache. Es gibt jede Menge Gründe, die für einen Aufzug sprechen.

Wenn du dich horizontal bewegst, weißt du eigentlich immer, wo du am Ende landest.

Im vertikalen Modus dagegen kannst du wer weiß wo rauskommen.

Es gibt zwar nur zwei Richtungen, nämlich rauf und runter, trotzdem kannst du dir nie sicher sein, was du zu sehen bekommst, wenn sich die Aufzugtüren öffnen: ein schier unermessliches Großraumbüro, in dem Sachbearbeiter in Einzelgehegen sitzen wie in einem Tierpark, eine idyllische Pastorale mit sorglosen Schäfern oder eine Heuschreckenfarm. Vielleicht aber auch eine riesige Halle, in der einsam und ziemlich ramponiert die Notre-Dame herumsteht. Gut möglich, dass du dich plötzlich inmitten eines stinkenden Slums wiederfindest, wo jeder Mensch gerade mal dreißig Zentimeter Wohnraum besitzt, oder an einem Swimmingpool mit Mittelmeerpanorama oder in einem Labyrinth aus engen Fluren, wo sich die Gebäudetechnik verbirgt. Manche Ebenen sind allgemein zugänglich, andere öffnen sich nur für bestimmte Fahrgäste, und dann gibt es noch solche, von deren Existenz niemand weiß außer den Architekten des jeweiligen Turms.

Die Türme sind hoch genug, um die Wolken zu durchbrechen, und ihre Wurzeln reichen sogar noch tiefer in die Erde hinab. Die Christen behaupten, dass in dem Turm, der an der Stelle des Vatikans errichtet wurde, bestimmte Aufzüge bis in die Hölle und wieder zurück fahren, während andere wiederum die Gerechten direkt bis ins Paradies befördern. Einmal habe ich mir einen dieser Prediger geschnappt und ihn gefragt, warum sie die Leute noch immer an der Nase herumführen. All das Gerede von der Unsterblichkeit der Seele ist heute so was von sinnlos, damit weiß sowieso niemand mehr was anzufangen. Das Paradies der Christen ist wahrscheinlich ein genauso trostloses Loch wie der Petersdom selbst: Kein Schwein zu sehen, überall liegt fingerdick der Staub. Der Typ jedenfalls stotterte irgendwas von einer Vorbildfunktion für die Massen, man müsse mit den Schäfchen in ihrer Sprache sprechen und so. Ich hätte diesem Betrüger die Finger brechen sollen, damit es ihm nicht mehr so leichtfällt, sich zu bekreuzigen.

Um in zwei Kilometer Höhe zu gelangen, braucht man in den modernen Highspeed-Aufzügen nicht viel länger als eine Minute. Für die meisten von uns genug Zeit, um sich ein Werbevideo anzusehen, die Frisur zu richten oder nachzusehen, ob einem auch nichts zwischen den Zähnen steckt. Nur wenige verschwenden überhaupt einen Gedanken an die Innenausstattung oder die Größe der Kabine. Die meisten merken nicht mal, dass sich der Lift bewegt, obwohl die Beschleunigung ihnen sämtliche Darmschlingen und Hirnwindungen zusammenpresst.

Nach den Gesetzen der Physik müsste sich dabei doch auch die verdammte Zeit verdichten – wenigstens ein kleines bisschen. Von wegen: Jeder Augenblick in dieser Kabine dehnt sich, bläht sich auf ...

Schon zum dritten Mal schaue ich auf die Uhr. Diese verfluchte Minute will einfach nicht vergehen. Ich hasse Leute, die Aufzüge toll finden, und ich hasse Leute, die darin einfach ihr Spiegelbild betrachten können, als wäre nichts dabei. Ich hasse Aufzüge, und ich hasse den Typen, der sie sich ausgedacht hat. Was für eine teuflische Erfindung, einen engen Kasten über einen Abgrund zu hängen, darin lebende Menschen einzupferchen und dem Kasten die Entscheidung zu überlassen, wann er sie wieder in die Freiheit entlässt!

Die Tür will sich immer noch nicht öffnen; schlimmer noch, die Kabine macht nicht einmal Anstalten langsamer zu werden. So hoch bin ich, glaube ich, noch nie hinaufgefahren.

Auf die Höhe schieß ich, die stört mich nicht. Wenn's sein muss, stell ich mich auf einem Bein auf den Everest. Hauptsache, ich komme endlich aus diesem verfluchten Kasten raus.

Nicht darüber nachdenken, sonst krieg ich keine Luft mehr. Warum habe ich schon wieder diese klebrigen Gedanken zugelassen? Dabei war ich doch gerade so schön am Philosophieren – über den verlassenen Petersdom, smaragdgrüne toskanische Hügel im Frühsommer ... Schließ die Augen, stell dir vor, du stehst mitten in hohem Gras ... Es reicht dir bis zur Hüfte ... So soll man es machen, stand in diesem Buch ... Einatmen ... Ausatmen ... Gleich geht's dir wieder besser ... Gleich ...

Woher soll ich verdammt noch mal wissen, wie das ist, bis zur Hüfte im Gras zu stehen?! Ich bin einer Wiese noch nie näher gekommen als bis auf ein paar Schritte – wenn man von Kunstrasen mal absieht.

Warum habe ich mich überhaupt darauf eingelassen, so hoch hinaufzufahren? Warum habe ich diese Einladung angenommen?

Auch wenn sich das hier nur schwer als Einladung bezeichnen lässt.

Da lebst du ein stinknormales Leben an der Kakerlakenfront, läufst durch Spalten in Böden und Wänden wie durch Schützengräben, selbst beim kleinsten Geräusch erstarrst du, weil du glaubst, dass es dir gilt und du gleich zerdrückt wirst. Dann, eines schönen Tages, krabbelst du ausnahmsweise mal ans Licht – und schwupp, sitzt du in der Falle. Doch anstatt mit einem Knacks deine Käferseele auszuhauchen, fliegst du hinauf, von starken Fingern gepackt, denn offenbar will dich dort oben jemand begutachten.

Der Aufzug steigt noch immer. Auf einem Werbebildschirm, so groß wie eine der Kabinenwände, ist eine stark geschminkte Tussi zu sehen, die gerade eine Glückstablette schluckt. Die anderen Wände sind beige gepolstert. Das beruhigt die Passagiere und verhindert, dass sie sich bei einer Panikattacke die Köpfe einschlagen. Toll, wirklich jede Menge Gründe, die für Aufzüge sprechen ...

Die Lüftung summt. Trotzdem tropft mir der Schweiß auf den beigen, federnden Boden. Meine Kehle lässt keine Luft mehr durch, als würde eine mächtige Pranke sie zusammenpressen. Die Tussi blickt mir in die Augen und lächelt. Durch einen winzigen Spalt im Hals bekomme ich gerade noch genug Sauerstoff, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Die beigen Wände verengen sich langsam, fast unmerklich, als wollten sie mich erdrücken.

Lasst mich raus!

Ich drücke der Tussi meine Hand auf den rot lächelnden Mund. Es scheint ihr sogar zu gefallen. Dann verschwindet das Bild, und die Wand verwandelt sich wieder in einen Spiegel. Ich blicke mir ins Gesicht. Und lächle.

Ich drehe mich um und hole aus, um der Tür einen Fausthieb zu verpassen.

Da bleibt der Lift stehen.

Die Türhälften gleiten auseinander.

Die stählernen Finger, die meine Atemröhre umklammern, lockern widerwillig ihren Griff.

Ich stürze aus der Kabine in die Lobby. Sieht ganz nach einem Steinboden aus, die Wände sind wahrscheinlich holzgetäfelt. Die Beleuchtung ist abendlich, hinter der dezenten Empfangstheke wartet ein braungebrannter, freundlicher Concierge im Casual-Look. Keine Namensschilder, kein Wachdienst: Wer hier Zutritt hat, weiß, wo er sich befindet und welchen Preis er für jegliche Art von Fehltritt zahlen würde.

Ich will mich vorstellen, doch der Concierge winkt freundlich ab.

»Gehen Sie ruhig weiter. Hinter dem Empfang ist ein zweiter Aufzug.«

»Was, noch einer?!«

»Er bringt Sie direkt aufs Dach. Es dauert nur wenige Sekunden.«

Aufs Dach?

Ich bin noch nie auf einem Dach gewesen. Mein Leben spielt sich in Boxen und Röhren ab, wie es sich gehört. Wenn ich mal rauskomme, bin ich hinter jemandem her. Kommt hin und wieder vor. Ist aber ansonsten uninteressant.

Dächer sind etwas anderes.

Ich ziehe ein beflissenes Lächeln über meine verschwitzte Birne, reiße mich zusammen und schreite auf den Geheimlift zu.

Keine Bildschirme, keine Knöpfe. Ich hole tief Luft und tauche hinein. Der Boden ist mit Parkett aus russischem Holz aus-

gelegt – eine Rarität. Für einen Augenblick vergesse ich meine Angst, gehe in die Hocke und betaste ihn. Nein, das hier ist kein Laminat, sondern tatsächlich massiv.

In dieser idiotischen Pose – irgendwo auf der Entwicklungslinie zwischen Affe und Mensch – befinde ich mich noch, als sich die Tür wieder öffnet und *sie* mich erblickt. Über meine Körperhaltung scheint sie sich nicht sonderlich zu wundern. Das macht wohl die Erziehung.

»Ich ...«

»Ich weiß, wer Sie sind. Mein Mann verspätet sich. Er hat mich gebeten, Sie bei Laune zu halten – sozusagen als Vorprogramm. Ich bin Helen.«

»Wenn das so ist ...«, entgegne ich lächelnd, noch immer auf den Knien, und küsse ihr die Hand.

Sie zieht ihre Finger zurück und sagt: »Ihnen ist wohl ein wenig heiß geworden.«

Ihre Stimme ist kühl und flach, ihre Augen sind hinter den riesigen runden Gläsern einer Sonnenbrille verborgen. Die breite Krempe eines eleganten Hutes – braune und beige Streifen in konzentrischem Wechsel – verschleiert ihr Gesicht. Alles, was ich sehen kann, sind kirschrot geschminkte Lippen und zwei perfekte, kokainweiße Zahnreihen. Möglicherweise die Verheißung eines Lächelns. Aber vielleicht ist diese angedeutete Lippenbewegung auch nur dazu gedacht, bei Männern schlüpfrige Hirngespinnste hervorzurufen. Nur so zur Übung.

»Ich fühle mich etwas beengt«, gebe ich zu.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen unser Haus.«

Ich richte mich auf und bemerke, dass ich größer bin als sie. Trotzdem kommt es mir so vor, als ob sie mich durch ihre Gläser noch immer von oben herab ansieht. Sie hat sich mit ihrem

Vornamen vorgestellt, aber das ist nur gespielte Demokratie. Frau Schreyer, so sollte ich sie eigentlich anreden, wenn ich berücksichtige, wer ich bin – und wessen Frau sie ist.

Ich habe nicht die geringste Ahnung, wozu ihr Mann mich braucht, und noch viel weniger kann ich mir vorstellen, warum er mich hat kommen lassen. Ich an seiner Stelle wäre mir zu schade gewesen.

Aus dem hellen Flur – der Zugang zum Lift tarnt sich als gewöhnliche Haustür – treten wir in eine Galerie geräumiger Zimmer. Helen geht voraus, zeigt den Weg, ohne sich nach mir umzudrehen. Das ist gut so, denn ich glotze umher wie der letzte Dorftrottel. Ich bin schon in den unterschiedlichsten Wohnungen gewesen. Schließlich ist mein Job dem des Sensenmanns ziemlich ähnlich: Ich mache keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Aber eine Ausstattung wie diese hier habe ich noch nie gesehen.

Was die Schreyers an Wohnraum besitzen, reicht ein paar Hundert Ebenen weiter unten für mehrere Wohnviertel.

Ich muss nicht mehr auf dem Boden herumkriechen, um zu begreifen: In diesem Haus ist alles echt. Die leicht fugig verlegten, geschliffenen Holzdielen, die träge rotierenden Messingventilatoren an der Decke, die dunkelbraunen asiatischen Möbel und die vom häufigen Anfassen glänzenden Türbeschläge sind natürlich nur Stilelemente. Das Innenleben dieses Hauses ist hochmodern, aber eben hinter einer Verkleidung aus echtem Messing und Holz verborgen. Unpraktisch und unverhältnismäßig teuer, finde ich, denn Komposit kostet nur einen Bruchteil davon und hält ewig.

Die schattigen Zimmer sind leer. Es sind keine Bediensteuten zu sehen. Nur manchmal zeichnet sich im Dunkeln eine

menschliche Gestalt ab, die sich aber sogleich als Skulptur entpuppt – mal aus Bronze mit weißlich grüner Patina, mal aus lackiertem Ebenholz. Von irgendwo dringt leise alte Musik zu uns, auf deren Wogen Helen Schreyer mit leicht schwankenden, hypnotischen Bewegungen durch ihre schier grenzenlosen Besitzungen segelt.

Ihr Kleid: ein schlichtes, kaffeefarbenes Rechteck. Die Schultern betont, der Ausschnitt schmucklos rund, was einen abweisenden Eindruck erweckt. Der lange, aristokratische Hals liegt frei, während der Rest ihres Körpers bedeckt bleibt, doch an den Schenkeln endet das Kleid abrupt mit einer schnurgeraden, gleichsam gezeichneten Kante, hinter der erneut alles im Schatten liegt. Das Schöne liebt den Schatten, denn jeder Schatten ist eine Versuchung.

Wir biegen um eine Ecke, durchschreiten einen Bogen – und plötzlich ist die Decke verschwunden.

Über mir gähnt die Weite des Himmels. Ich erstarre auf der Stelle.

Teufel! Ich wusste, was kommen würde, und doch bin ich darauf nicht vorbereitet.

Sie dreht sich um und lächelt herablassend.

»Sie sind wohl noch nie auf einem Dach gewesen?«

Sie sind also ein Plebejer, will sie damit sagen.

»In meinem Job habe ich weitaus häufiger in den Slums zu tun, Helen. Waren Sie schon einmal in den Slums?«

»Ach ja ... Ihr Job ... Sie bringen Menschen um, oder so ähnlich, nicht wahr?«

Sie scheint keine Antwort zu erwarten. Stattdessen dreht sie sich einfach um und geht weiter. Und tatsächlich folge ich ihr ohne Antwort. Den Himmel habe ich inzwischen verdaut, also

reiß ich mich vom Türrahmen los – und nehme erst jetzt wahr, wohin mich der Aufzug gebracht hat.

In ein echtes Paradies. Aber nicht in dieses zuckersüße Surrogat der Christen, sondern in mein ganz persönliches Himmelreich, das ich zwar noch nie gesehen, aber von dem ich, wie ich jetzt feststelle, mein ganzes Leben geträumt habe.

Wohin ich auch blicke, nirgends gibt es Wände! Wir sind aus einem großen Bungalow auf eine weitläufige, sandige Lichtung getreten, inmitten eines verwilderten tropischen Gartens. Bohlenpfade führen in verschiedene Richtungen, ihr Ende ist nicht zu erkennen. Obstbäume und Palmen, exotische Sträucher mit riesigen saftigen Blättern, weiches grünes Gras – die gesamte Vegetation glänzt wie Plastik, ist aber zweifellos echt.

Zum ersten Mal seit verdammt langer Zeit atme ich frei. Als hätte mein ganzes mieses Leben lang ein fettes Drecksweib auf mir gehockt, mir die Rippen eingedrückt und meinen Atem vergiftet. Endlich habe ich es abgeworfen, und der Druck ist weg. Seit ewigen Zeiten habe ich mich nicht mehr so frei gefühlt. Vielleicht sogar noch nie.

Während ich Helens bronzefarbener Gestalt über einen der Bohlenpfade folge, betrachte ich diesen Ort. Mein Traumdomizil. Schreyers Residenz ist einer tropischen Insel nachempfunden. Dass sie künstlich ist, verrät allein ihre geometrische Vollkommenheit: Sie bildet einen Kreis von vielleicht fünfhundert Metern Durchmesser, umgürtet von der gleichmäßigen Linie eines Sandstrands.

Als Helen mich auf den Strand hinausführt, verliere ich die Beherrschung. Ich bücke mich und senke meine Hand in den feinen, samtweißen Sand. Man könnte meinen, wir wären auf einem einsamen Atoll irgendwo in der unendlichen Weite des

Ozeans, wäre da nicht jene durchsichtige Wand, die den Strand anstelle der schäumenden Brandung begrenzt. Jenseits davon geht es steil hinab, und einige Meter weiter unten sind Wolken zu sehen. Trotz der geringen Entfernung ist die Glaswand kaum zu erkennen. Sie steigt steil hinauf und geht in eine riesige Kuppel über, die sich über die gesamte Insel wölbt. Die Kuppel ist in mehrere Segmente unterteilt, die sich unabhängig voneinander bewegen lassen, sodass stets ein Teil des Strands und Gartens direkt von der Sonne beschienen werden.

Auf einer Seite plätschert blaues Wasser zwischen dem Strand und der Glaswand: ein kleiner Pool, ein etwas bemühter Versuch, den Schreyers ein Stückchen Ozean zu suggerieren. Unmittelbar davor stehen zwei Liegestühle im Sand.

Auf dem einen lässt sie sich nieder.

»Wie Sie sehen, sind wir hier immer über den Wolken«, sagt Helen. »Ein idealer Ort, um ein Sonnenbad zu nehmen.«

Ich selbst habe die Sonne mehrmals gesehen. Auf den tieferen Ebenen aber kenne ich jede Menge Leute, die gelernt haben, mit einer gemalten Sonne auszukommen. Offenbar muss der Mensch nur lang genug in unmittelbarer Nachbarschaft mit einem Wunder leben, damit es ihm langweilig wird. Flugs erfindet er noch einen praktischen Verwendungszweck dafür: Die Sonne? Ach ja, davon wird man so schön braun ...

Der zweite Liegestuhl gehört sicher ihrem Mann. Ich kann es förmlich vor mir sehen, wie diese beiden Himmelsbewohner abends von ihrem Olymp auf die Welt herabschauen, von der sie glauben, sie gehöre ihnen.

Ich setze mich einige Schritte neben ihr in den Sand und blicke in die Ferne.

»Wie gefällt es Ihnen bei uns?« Sie lächelt gönnerhaft.

Ringsum erstreckt sich, so weit das Auge reicht, ein bauschichtiges Wolkenmeer, über das Hunderte, nein Tausende fliegender Inseln segeln. Es sind die Dächer anderer Türme, die Wohnstätten der Reichsten und Mächtigsten, denn in einer Welt, die aus Millionen hermetischer, miteinander verschraubter Boxen besteht, gibt es nichts Wertvolleres als offenen Raum.

Auch die meisten anderen Dächer sind zu Gärten oder Hainen umgestaltet worden. Es scheint, als kokettierten die Bewohner des Himmels mit ihrer Sehnsucht nach der Erde.

Dort hinten, wo die letzten sichtbaren Inseln im Dunst verschwimmen, umspannt der Ring des Horizonts das Weltengebilde. Zum ersten Mal sehe ich jene winzige schmale Linie, die die Erde vom Himmel trennt. Wenn man auf einer der unteren oder mittleren Ebenen ins Freie tritt, ist die Aussicht immer verbaut: Das Einzige, was man sieht, sind benachbarte Türme, und sollte man doch einmal zwischen zweien hindurchsehen können, so trifft der Blick doch wieder nur auf Türme, die in weiterer Ferne stehen.

Der wirkliche Horizont unterscheidet sich gar nicht sonderlich von dem, den man uns auf unseren Wandbildschirmen präsentiert. Natürlich weiß jeder, dass dieser nur ein Bild oder eine Projektion ist – der echte Horizont ist viel zu wertvoll. Der Anblick des Originals steht nur den wenigen zu, die ihn sich leisten können, alle anderen müssen sich mit Abbildungen im Taschenkalender begnügen.

Ich schöpfe eine Handvoll feinen weißen Sand. Er ist so weich, dass ich ihn mit den Lippen berühren möchte.

»Sie beantworten meine Fragen nicht«, bemerkt sie vorwurfsvoll.

»Verzeihung. Was wollten Sie wissen?«

Solange sie sich hinter ihren libellenartigen Okularen verbirgt, bin ich mir nicht sicher, ob sie meine Meinung wirklich interessiert, oder ob sie mich nur pflichtbewusst bei Laune hält, wie von ihrem Ehegatten aufgetragen.

Ihre gebräunten Unterschenkel, umflochten von goldenen Riemchen ihrer hohen Sandalen, glänzen im Sonnenlicht. Ihre Zehennägel sind elfenbeinfarben lackiert.

»Wie gefällt es Ihnen bei uns?«

Die Antwort habe ich sofort parat.

Ich wünschte, auch ich wäre als sorgloser Faulpelz in diesen Paradiesgarten hineingeboren worden, als einer, für den Sonnenstrahlen etwas Selbstverständliches sind, der nicht panisch auf Wände starren muss, der in Freiheit lebt und in vollen Zügen atmet! Stattdessen ...

Mein einziger Fehler war, dass ich aus der falschen Mutter herausgekrochen bin. Jetzt muss ich mein ganzes unendliches Leben dafür bezahlen.

Ich schweige. Und lächle. Lächeln kann ich gut.

»Ihr Zuhause ist eine riesige Sanduhr«, antworte ich grinsend, lasse die weißen Körnchen herabrieseln und blinzele in die Sonne, die genau über der gläsernen Kuppel im Zenit steht.

»Ich sehe, dass die Zeit für Sie offenbar noch fließt.« Wahrscheinlich meint sie den Sand, der zwischen meinen Fingern hindurchrieselt. »Für uns steht sie längst still.«

»Oh! Vor den Göttern ist sogar die Zeit machtlos.«

»Sie und Ihresgleichen bezeichnen sich doch als Unsterbliche«, entgegnet sie, ohne auf meine hämische Bemerkung einzugehen. »Ich dagegen bin nur ein einfacher Mensch aus Fleisch und Blut.«

»Und doch ist die Wahrscheinlichkeit zu sterben bei mir wesentlich höher als bei Ihnen.«

»Sie haben sich diese Arbeit selbst ausgesucht.«

»Da irren Sie sich«, antworte ich, noch immer lächelnd. »Man könnte sogar sagen, dass die Arbeit mich gewählt hat.«

»Mord ist also eine Art Berufung für Sie?«

»Ich ermorde niemanden.«

»Da habe ich Gegenteiliges gehört.«

»Diese Leute haben auch eine Wahl. Ich folge stets den Regeln. Technisch gesehen, natürlich ...«

»Wie langweilig.«

»Langweilig?«

»Ich dachte, Sie sind ein Killer. Dabei sind Sie ein Bürokrat.«  
Ihr den Hut vom Kopf reißen und ihre Haare um meine Faust wickeln.

»Jetzt sehen Sie mich allerdings an wie ein Killer. Sind Sie sicher, dass Sie die Regeln immer befolgen?«

Sie stellt eines ihrer Beine auf, der Schatten wird größer, ein Strudel breitet sich aus, und ich befinde mich an seinem äußersten Rand, spüre ein Ziehen in der Brust, ein Vakuum, als könnten meine Rippen jeden Augenblick einbrechen ... Wie bringt es diese verwöhnte Schlampe fertig, mich so zu manipulieren?

»Regeln befreien einen von der Verantwortung«, äußere ich abwägend.

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Sie fürchten sich vor der Verantwortung? Haben Sie am Ende sogar Mitleid mit all diesen armen Leuten, die Sie ...«

»Hören Sie. Ist Ihnen noch nie in den Sinn gekommen, dass nicht jeder in solchen Verhältnissen leben kann wie Sie? Wahrscheinlich wissen Sie gar nicht, dass sogar auf einigermaßen an-

ständigen Ebenen gerade mal vier Quadratmeter pro Kopf die Norm sind! Ist Ihnen bekannt, wie viel ein zusätzlicher Liter Wasser kostet? Und ein Kilowatt? Einfache Menschen aus Fleisch und Blut beantworten diese Fragen, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Und wissen Sie auch, warum Wasser, Energie und Wohnraum so teuer sind? Wegen dieser ach so armen Leute, die unsere Wirtschaft – und übrigens auch Ihren Elfenbeinturm – endgültig in den Ruin treiben, wenn wir uns nicht um sie kümmern.«

»Für einen Auftragsmörder sind Sie ziemlich eloquent, auch wenn ich Ihrem flammenden Plädoyer ganze Passagen aus einer Rede meines Mannes entnehme. Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, dass Ihre Zukunft in seinen Händen liegt?«

Diese beiläufige Kälte, als ob sie sich nur so erkundigt.

»In meinem Job habe ich gelernt, die Gegenwart zu schätzen.«

»Natürlich, wenn man täglich anderen die Zukunft stiehlt ... Da ist wohl irgendwann ein gewisser Sättigungsgrad erreicht?«

Ich erhebe mich. Schreyers Miststück hat einen ganzen Satz Nadeln aus dem Ärmel gezogen, und jetzt steckt sie mir eine nach der anderen rein, um herauszufinden, wo es mir wehtut. Aber ich habe keine Lust, diese idiotische Akupunktur über mich ergehen zu lassen.

»Wieso lächeln Sie?« Ihre Stimme klingt metallisch.

»Ich denke, ich muss los. Richten Sie Herrn Schreyer aus, dass ...«

»Ist Ihnen schon wieder zu heiß? Oder zu eng? Dann versetzen Sie sich erst mal in die Lage dieser Leute. Sie bestrafen sie doch nur dafür, dass ...«

»Ich kann mich nicht in ihre Lage versetzen!«

»Ach ja, Ihr Gelübde ...«

»Darum geht es nicht! Ich weiß einfach, welchen Preis wir alle dafür zahlen, wenn sich mal wieder irgendwer nicht beherrschen kann! Ich selbst zahle diesen Preis! Ich, nicht Sie!«

»Machen Sie sich doch nichts vor! Sie können diese Menschen einfach nicht verstehen, weil Sie – ein Kastrat sind!«

»Wie bitte?!«

»Sie brauchen doch keine Frauen! Denn Sie ersetzen sie mit Ihren Tabletten! Oder etwa nicht?«

»Was soll das, zum Teufel?!«

»Sie sind doch genau wie alle anderen! Aus Überzeugung impotent! Ja, lachen Sie nur. Sie wissen, dass ich die Wahrheit sage.«

»Willst du, dass ich ...«

»Was ... was erlauben Sie sich?! Lassen Sie sofort los ...«

»Brauchst du ...«

»Lass mich los! Hier sind überall Kameras ... Ich ... Wage es bloß nicht!«

»Helen!«, schnurrt aus der Tiefe des Gartens ein samtener Bariton herüber. »Schatz, wo seid ihr?«

»Am Strand!« Es gelingt ihr nicht auf Anhieb, die Heiserkeit von ihrer Stimme zu streifen, also setzt sie gleich noch einmal an: »Wir sind hier, Erich, am Strand!«

Helen streicht ihr leicht zerknittertes Kaffeekleid zurecht. Dann, kurz bevor ihr Gemahl aus dem Dickicht tritt, versetzt sie mir eine Ohrfeige – und zwar eine richtig böse.

Jetzt bin ich ihre Geisel, denke ich mit stumpfer Gleichgültigkeit. Was habe ich von diesem Miststück zu erwarten? Weshalb ist sie plötzlich so auf mich losgegangen? Was ist da eigentlich eben zwischen uns passiert? Ihre Augen habe ich noch immer nicht zu sehen bekommen, auch wenn ihr der Hut in

den Sand gefallen ist, und sich jetzt honigblondes Haar über ihre Schultern ergießt ...

»Ah ... Da seid ihr ja!«

Er sieht genauso aus wie auf dem Bildschirm, wie in den Nachrichten: vollkommen. Seit der Zeit der römischen Patrizier sind solch aristokratische Züge nur ein einziges Mal auf die sündige Erde zurückgekehrt – nach Hollywood in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts –, um sodann wieder für lange Jahrhunderte zu verschwinden. Und jetzt sind sie also wieder da – diesmal für immer, denn Erich Schreyer wird niemals sterben.

»Helen ... Du hast unserem Gast ja nicht einmal einen Cocktail angeboten?«

Ich blicke an ihr vorbei – auf den Sand, der rund um die Liegestühle aufgewühlt ist wie nach einem Stierkampf.

»Herr Senator ...« Ich neige den Kopf.

Seine grünen Augen blicken mich mit dem ruhigen Wohlwollen des Übermenschen und der zurückhaltenden Neugier des Insektenforschers an. Vielleicht sind ihm der heruntergefallene Hut und die Spuren im Sand gar nicht aufgefallen. Sicher achtet er nur selten auf das, was sich unter seinen Füßen befindet.

»Ich bitte Sie, warum denn so förmlich ... Sie sind hier bei mir zu Hause, und zu Hause heiße ich einfach Erich.«

Ich nicke schweigend.

»Schließlich ist meine Rolle als Senator nur eine von vielen, nicht wahr? Und nicht einmal die wichtigste. Sobald ich zu Hause ankomme, ziehe ich sie aus wie einen Anzug und hänge sie im Flur auf. Wir alle spielen nur unsere Rollen, und nach einer gewissen Zeit fängt doch jeder Anzug an zu kratzen ... Haha ...«

»Tut mir leid, aber ich komme aus meinem wohl nicht mehr raus«, entgegne ich unwillkürlich. »Ich fürchte, er ist mir zur zweiten Haut geworden.«

»Auch eine Haut kann man abstreifen.« Schreyer zwinkert mir freundschaftlich zu und greift nach dem Hut, der noch immer im Sand liegt. »Hatten Sie denn schon Gelegenheit, sich in meinem Domizil etwas umzusehen?«

»Nein ... Ihre Frau und ich waren zu sehr ins Gespräch vertieft ...«

Helen sieht mich nicht an. Offenbar hat sie noch nicht entschieden, ob sie mich hinrichten oder begnadigen soll.

»Ich besitze nichts Wertvolleres«, sagt er lachend und reicht ihr den gestreiften Hut. »Cocktails, Helen. Für mich einen *Beyond the Horizon* ... und für Sie?«

»Einen Tequila«, antworte ich. »Als Muntermacher.«

»Oh! Welch unsterbliches Getränk ... Also dann, einen Tequila, Helen.«

Sie deutet eine demütige Verneigung an.

Natürlich ist dies ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit, ebenso wie die Tatsache, dass Schreyer seine Gemahlin gebeten hat, mich zu empfangen. Eine Aufmerksamkeit, die ich nicht verdient habe – und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie mir verdienen will.

Ich bin grundsätzlich gegen ein Leben auf Kredit. Du erwirbst etwas, das dir nicht gehören sollte, und begleichst deine Schuld damit, dass du dir selbst nicht mehr gehörst. Ein bescheuertes Konzept.

»Woran denken Sie gerade?«

»Ich versuche zu verstehen, warum Sie mich hierherbeordert haben.«

»Beordert! Hörst du das, Helen? Ich habe Sie eingeladen. Damit wir uns kennenlernen.«

»Wozu?«

»Aus Neugier. Ich interessiere mich für Leute wie Sie.«

»Allein in Europa gibt es 120 Milliarden Leute wie mich. Und davon empfangen Sie einen pro Tag? Mir ist klar, dass Ihnen keine zeitlichen Grenzen gesetzt sind, aber trotzdem ...«

»Sie machen einen nervösen Eindruck. Sind Sie erschöpft? Hat die Fahrt hierher zu lang gedauert?«

Damit meint er die Aufzüge. Er weiß also Bescheid. Hat sich tatsächlich die Zeit genommen, meine Akte zu lesen.

»Das geht gleich vorbei«, sage ich und stürze den doppelten Tequila herunter.

Gelblich saures Feuer, geschmolzener Bernstein, wie Schmirgelpapier in der Kehle. Ein wunderbares Aroma, aber seltsam, so gar nicht synthetisch. Mit nichts vergleichbar, was ich bisher probiert habe – und das macht mich misstrauisch. Ich halte mich für einen Kenner.

»Was ist das? *La Tortuga?*«, frage ich aufs Geratewohl.

»Aber nein, ich bitte Sie«, antwortet er schmunzelnd.

Er reicht mir ein Stück Zitrone. Wie großzügig von ihm. Ich schüttele den Kopf. Für solche, die Feuer und Schmirgelpapier nicht mögen, gibt es Cocktails à la *Beyond the Horizon* und anderes süßes Zeug.

»Sie haben meine Akte gelesen?« Der Alkohol brennt auf meinen rissigen Lippen. Ich fahre mit der Zunge darüber, um das Gefühl noch etwas zu verlängern. »Ich bin geschmeichelt.«

»Das gehört zu meinen Pflichten«, antwortet Schreyer mit ausgebreiteten Armen. »Sie wissen ja, die Unsterblichen befinden sich unter meinem Schutz.«

»Unter Ihrem Schutz? Erst gestern habe ich in den Nachrichten gehört, dass Sie bereit wären, die Phalanx aufzulösen, wenn das Volk es will.«

Helen dreht ihre Okulare in meine Richtung.

»Mitunter wirft man mir Prinzipienlosigkeit vor.« Schreyer zwinkert mir zu. »Aber ein eisernes Prinzip habe ich doch: jedem das zu sagen, was er von mir hören will.«

Witzbold.

»Nicht jedem«, wirft Frau Schreyer ein.

»Ich spreche von Politik, meine Liebe.« Schreyer wirft ihr ein strahlendes Lächeln zu. »Nur so hat man eine Chance, in der Politik zu überleben. Die Familie dagegen ist jener stille Hafen, in dem wir ganz wir selbst sein können. Wo, wenn nicht in der Familie, können und müssen wir aufrichtig sein?«

»Klingt großartig«, kommentiert sie.

»Dann fahre ich fort, wenn du gestattest, meine Liebe«, schnurrt er. »Es ist doch so: Menschen, die glauben, was in den Nachrichten verkündet wird, vertrauen für gewöhnlich darauf, dass sich der Staat um sie kümmert. Würden wir diesen Leuten jedoch erzählen, wie der Staat dies tut, würden sie sich gar nicht mehr so wohl fühlen. Sie wollen nur eines hören: ›Keine Sorge, wir haben alles unter Kontrolle. Auch die Unsterblichen.«

»Diese ›außer Rand und Band geratenen Sturmtruppen‹.«

»Die Leute wollen einfach nur, dass ich sie beruhige. Dass ich ihnen versichere, dass die Unsterblichen in unserem altehrwürdigen Europa mit seiner jahrhundertealten Tradition der Demokratie und Menschenrechte nur eine vorübergehende, hässliche, aber notwendige Erscheinung sind.«

»Sie verstehen es, den Menschen Vertrauen in die Zukunft einzuflößen«, sage ich und spüre, wie sich in mir eine Schleuse

öffnet und der Tequila direkt in mein Blut dringt. »Aber Sie sollten wissen, dass auch wir diese Nachrichten sehen. Da ruft man Ihnen zu, dass die Unsterblichen Massenmörder sind, deren Treiben man längst ein Ende hätte setzen sollen, und Sie lächeln nur. Als ob Sie nichts mit uns zu tun hätten.«

»Das haben Sie ganz richtig formuliert: Als ob wir mit der Phalanx nichts zu tun hätten. Dafür geben wir Ihnen ja auch völlig freie Hand.«

»Und verkünden zugleich, dass wir völlig unkontrollierbar sind.«

»Aber Sie wissen doch ... Unser Staat basiert auf den Prinzipien der Menschlichkeit! Das Recht jedes Einzelnen auf Leben ist heilig, wie auch das Recht auf Unsterblichkeit! Europa hat die Todesstrafe vor Jahrhunderten abgeschafft, und wir werden niemals zu ihr zurückkehren, unter keinem Vorwand!«

»Jetzt erkenne ich Sie wieder, so kommen Sie in den Nachrichten rüber.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so naiv sind. Bei Ihrem Beruf ...«

»Naiv? Ach, wissen Sie ... Wenn man so einen Job hat wie ich, würde man sich öfter mal ganz gern mit all diesen Leuten aus den Nachrichtensendungen unterhalten, die uns durch die Scheiße ziehen. Und jetzt bietet sich mir eben diese seltene Gelegenheit.«

Wieder zeigt sich ein Schmunzeln auf Schreyers Gesicht. »Es wird Ihnen nicht gelingen, mit mir einen Streit vom Zaun zu brechen. Erinnern Sie sich? Ich sage den Menschen immer genau das, was sie von mir hören wollen.«

»Und was, glauben Sie, will ich wohl hören?«

Schreyer nuckelt mit einem Strohalm an seinem phosphoreszierenden Schickimicki-Cocktail. Der Kelch ist kugelförmig – wenn man ihn abstellte, würde er einfach umkippen.

»In Ihrer Akte steht, dass Sie beflissen und ehrgeizig sind. Dass Sie die richtigen Motive haben. Es werden Beispiele angeführt für Ihr Verhalten bei Einsätzen. Das alles sieht gar nicht schlecht aus. Als hätten Sie eine große Zukunft. Und doch scheinen Sie irgendwo auf der Karriereleiter hängen geblieben zu sein.«

Ich bin sicher, in meiner Akte steht noch so einiges, was Schreyer aus reinem Kalkül nicht erwähnt – noch nicht.

»Daher gehe ich davon aus, dass Sie gern etwas von einer Beförderung hören würden.«

Schweigend kaue ich auf meiner Wange herum und versuche, nichts von mir preiszugeben.

»Und da ich stets meinem Prinzip folge« – erneut setzt er dieses freundliche Lächeln auf –, »will ich mit Ihnen genau darüber sprechen.«

»Warum ausgerechnet Sie? Für Beförderungen ist der Kommandeur der Phalanx zuständig. Sollte er nicht ...«

»Natürlich! Natürlich ist der gute alte Riccardo dafür zuständig. Ich unterhalte mich ja nur mit Ihnen.« Schreyer macht eine Handbewegung. »Derzeit sind Sie die rechte Hand des Gruppenführers. Korrekt? Die Empfehlung lautet, Sie zum Brigadekommandeur zu ernennen.«

»Zehn Einheiten? Unter meinem Befehl? Von wem kommt die Empfehlung?«

Tequilagesättigtes Blut pocht in meinen Schläfen. Eine Beförderung über zwei Stufen. Ich mache meinen Rücken gerade. Vorhin hätte ich fast seine Frau aufs Kreuz gelegt und ihm selbst die Fresse eingeschlagen. Großartig.

»Von einer bestimmten Stelle«, antwortet Schreyer und neigt den Kopf. »Was denken Sie darüber?«

Eine eigene Brigade zu befehligen hieße, nicht mehr selbst menschliche Schicksale zu Brei treten zu müssen. Es hieße, endlich mit einigen Leuten abrechnen zu können. Aber vor allem hieße es, aus meinem elenden Loch herauszukommen und ein etwas größeres Quartier zu beziehen ... Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer mich empfohlen haben könnte.

»Ich denke«, sage ich widerstrebend, »dass ich das nicht verdient habe.«

»Sie denken, dass Sie das schon längst verdient haben«, entgegnet Schreyer. »Noch einen Tequila? Sie machen mir einen etwas unkonzentrierten Eindruck.«

Ich nicke. »Mir kommt es gerade vor, als ob mir jemand einen lebenslangen Kredit unterjubeln will.«

»Und Kredite mögen Sie gar nicht«, fällt Schreyer sogleich ein. »So steht es in Ihrer Akte. Aber keine Sorge, das hier ist kein Kredit. Gezahlt wird im Voraus.«

»Ich wüsste nicht, wie ich Sie kaufen könnte.«

»Mich? Sie stehen doch nicht bei irgendeinem Senator in der Schuld. Sondern bei der Gesellschaft. Bei Europa. Na gut, kürzen wir das Präludium ab. Helen, geh ins Haus.«

Sie widersetzt sich nicht und reicht mir zum Abschied den zweiten Double-Shot. Schreyer folgt ihr mit seltsamem Blick. Für einen Augenblick ist das Lächeln aus seinem schönen Gesicht verschwunden, und er scheint vergessen zu haben, irgendeine andere Miene aufzusetzen. Für Sekundenbruchteile sehe ich ihn, wie er wirklich ist: leer. Doch als er sich mir zuwendet, strahlt er wieder übers ganze Gesicht.

»Der Name Rocamora dürfte Ihnen bekannt sein?«

Ich nicke. »Ein Aktivist der Partei des Lebens. Einer ihrer Anführer ...«

»Ein Terrorist«, korrigiert mich Schreyer.

»Seit dreißig Jahren auf der Fahndungsliste ...«

»Wir haben ihn gefunden.«

»Und festgenommen?«

»Nein! Natürlich nicht. Stellen Sie sich vor: Eine Polizeiaktion, jede Menge Kameras, Rocamora ergibt sich, und am nächsten Tag ist er auf allen Kanälen. Dann beginnt ein öffentlicher Prozess, die größten Schwätzer des Landes werden ihn umsonst verteidigen wollen, nur wegen des Rampenlichts, während er das Gericht als Bühne missbraucht und zum Star wird ... Allein die Vorstellung ist wie ein Albtraum nach einem schweren Abendessen. Finden Sie nicht?«

Ich zucke mit den Schultern.

»In der Hierarchie der Partei des Lebens ist Rocamora die Nummer zwei, gleich nach Clausewitz«, fährt Schreyer fort. »Er und seine Leute versuchen die Grundfesten unserer Staatlichkeit zu untergraben. Unser labiles Gleichgewicht zu zerstören. Den Turm der europäischen Zivilisation zum Einsturz zu bringen. Aber noch können wir einen Präventivschlag ausüben. Und da kommen Sie ins Spiel.«

»Inwiefern?«

»Dank unseres Warnsystems wissen wir, wo er sich befindet. Er ist in Begleitung seiner schwangeren Freundin. Offenbar haben die beiden nicht vor, etwas zu melden. Eine hervorragende Gelegenheit für Sie, sich als Gruppenführer zu bewähren.«

»Gut«, antworte ich, während ich fieberhaft nachdenke. »Aber was können wir tun? Selbst wenn er die Wahl trifft ... Eine ge-

wöhnliche Neutralisierung. Nach der Spritze wird er noch einige Jahre weiterleben, vielleicht sogar die ganzen zehn ...«

»Wenn alles regulär abläuft. Aber wenn man so ein großes Tier in die Enge treibt, muss man sich auf Überraschungen gefasst machen. Es ist eine gefährliche Operation, das brauche ich Ihnen nicht zu erklären. Da kann alles Mögliche passieren!«

Schreyer legt mir seine Hand auf die Schulter.

»Sie verstehen doch, was ich meine? Eine heikle Angelegenheit ... Die Freundin im vierten Monat ... Er steht unter Druck, ist außer sich ... Dann taucht plötzlich eine Abteilung Unsterblicher auf ... Heldenmütig wirft er sich ihnen entgegen, um seine Geliebte zu schützen ... Es entsteht Chaos, keiner weiß hinterher so genau, wie alles passiert ist. Und am Ende gibt es keine anderen Zeugen als die Unsterblichen selbst.«

»Aber genau dasselbe könnte doch auch die Polizei erledigen, oder nicht?«

»Die Polizei? Wissen Sie, was für einen Skandal das hervorrufen würde? Da könnten wir diesen Mistkerl ja gleich in einer Gefängniszelle aufhängen. Die Unsterblichen dagegen ... sind etwas ganz anderes.«

Ich nicke: »Vollkommen unkontrollierbar.«

»Massenmörder, deren Treiben man längst ein Ende hätte setzen sollen.« Er nimmt erneut einen Schluck aus dem Kelch.  
»Was sagen Sie dazu?«

»Ich bin kein Killer, egal, was Sie Ihrer Frau über mich erzählen.«

»Erstaunlich«, schnurrt er seelenruhig. »Dabei habe ich Ihre Akte so genau studiert. Von Prinzipientreue war dort keine Rede. Vielleicht ist das ja was Neues. Ich werde es bei Gelegenheit nachtragen.«

Ich blicke ihm direkt in die Augen. »Schreiben Sie: Legt Wert auf eine saubere Weste.«

»Wohl eher: ›Hat einen Sauberkeitsfimmel.«

»Die Unsterblichen sind ihrem Kodex verpflichtet.«

»Der gilt für die unteren Ränge der Phalanx. Einfache Regeln für einfache Leute. Kommandeure dagegen sollten Flexibilität und Initiative an den Tag legen. Ebenso Personen, die gern Kommandeure wären.«

»Und seine Freundin? Hat sie etwas mit der Partei des Lebens zu tun?«

»Keine Ahnung. Ist Ihnen das nicht egal?«

»Soll sie auch ...?«

»Das Mädchen? Natürlich. Damit Ihre Version der Ereignisse nicht infrage gestellt werden kann.«

Ich nicke, doch gilt das nicht so sehr ihm, sondern eher mir selbst.

»Muss ich mich sofort entscheiden?«

»Nein, Sie haben noch ein paar Tage Zeit. Aber ich muss Ihnen sagen, dass wir noch einen weiteren Beförderungskandidaten haben.«

Sein Schweigen ist so beredt, dass ich klein beigebe.

»Wer ist es?«

»Na, na ... Nur keine Eifersucht! Vielleicht erinnern Sie sich an seine Personalnummer: 503.«

Ich lächle und stürze den Double-Shot mit einem Schluck herunter.

»Schön, dass Sie diesen Mann in so guter Erinnerung haben«, fährt Schreyer ebenfalls lächelnd fort. »In der Kindheit kommt einem wohl alles wesentlich schöner vor, als es in Wirklichkeit ist.«

»Ist Nr. 503 Mitglied der Phalanx?«, frage ich und merke, dass es mir sogar auf dieser vermaledeiten fliegenden Insel allmählich zu eng wird. »Nach den Regeln ...«

»Es gibt immer eine Ausnahme von der Regel«, unterbricht Schreyer und zeigt mir beflissen die Zähne. »Sie hätten da also einen sehr sympathischen Kompagnon.«

»Ich übernehme den Auftrag«, sage ich.

»Wie schön.« Er scheint sich nicht zu wundern. »Gut, dass ich bei Ihnen nicht um den heißen Brei herumreden muss. Solche Offenheit leiste ich mir nicht bei jedem. Noch einen Tequila?«

»Gern.«

Er geht selbst zu der mobilen Strandbar hinüber, lässt aus der angebrochenen Flasche erneut zwei Finger gelbes Feuer in mein quadratisches Glas plätschern. Durch den offenen Teil der Kuppel weht kühler Wind auf die Insel herab und zaust die fast unnatürlich grünen Baumkronen. Die Sonne beginnt Richtung Hölle zu fahren. Mein Kopf fühlt sich an, als würde er von einer eisernen Zwinge zusammengepresst.

»Wissen Sie, ewiges Leben und Unsterblichkeit sind nicht dasselbe«, sagt Schreyer, während er mir das Glas reicht. »Ewiges Leben ist hier.« Er greift sich an die Brust. »Unsterblichkeit ist hier.« Er deutet mit dem Zeigefinger auf seine Schläfe und schmunzelt erneut. »Ewiges Leben ist Teil der sozialen Grundversorgung. Unsterblichkeit dagegen ist nur für einige Auswählte bestimmt. Und ich denke ... Ich denke, dass Sie dazu gehören könnten.«

»Könnten?«, unterbreche ich sarkastisch. »Bin ich nicht schon einer der Unsterblichen?«

»Es ist der gleiche Unterschied wie zwischen einem Menschen und einem Tier.« Auf einmal zeigt er mir wieder sein

leeres Gesicht. »Für den Menschen ist er offensichtlich, für das Tier nicht.«

»Mir steht also noch eine Art Evolution bevor?«

Schreyer seufzt. »Von selbst geschieht leider gar nichts. Man muss das Tier in sich ausmerzen. Nehmen Sie eigentlich keine Gelassenheitspillen?«

»Nein. Derzeit nicht.«

»Wie schade«, ermahnt er mich wohlwollend. »Nichts erhebt den Menschen so sehr über sich selbst wie diese Pillen. Sie sollten es wieder einmal versuchen. Nun denn ... Auf Bruderschaft?«

Wir stoßen an.

»Auf deine Entwicklung!« Schreyer zuzelt den restlichen Inhalt aus seiner Kugel und stellt sie im Sand ab. »Danke, dass du gekommen bist.«

»Danke, dass Sie mich gerufen haben«, entgegne ich lächelnd.

Wenn Gott mit sanfter Stimme zu dem Schlächter spricht, so ruft er ihn wohl eher zur Opferbank als in die Reihen der Apostel. Und wer, wenn nicht der Schlächter, der doch selbst Gott spielt mit dem Vieh, sollte das begreifen.

»Was ist das bloß für eine Sorte?«, frage ich sinnierend, während ich durch mein Glas die Strahlen der untergehenden Sonne betrachte. »Ein *Francisco de Orellana*?«

»Nein, ein *Quetzalcoatl*. Wird schon seit gut hundert Jahren nicht mehr produziert. Ich trinke ihn nicht, aber der Geschmack soll ganz außerordentlich sein.«

»Ich weiß nicht«, antworte ich schulterzuckend. »Hauptsache, er wirkt.«

»Natürlich. Ach, und für den Fall, dass dir plötzlich Zweifel kommen ... Nr. 503 haben wir ebenfalls dorthin geschickt.

Tauchst du nicht auf, muss er den Auftrag erledigen.« Er seufzt, als wollte er mir bedeuten, wie unangenehm ihm diese Vorgehensweise ist. »Helen wird dich hinausbegleiten. Helen!«

Zum Abschied reicht er mir die Hand. Sein Händedruck fühlt sich angenehm kräftig an, die Haut ist trocken und glatt. Sicherlich nützt ihm das bei seiner Arbeit, auch wenn es überhaupt nichts aussagt. Das weiß ich aus eigener Erfahrung – in meinem Job komme ich ja mit nicht wenigen menschlichen Händen in Kontakt.

Er bleibt auf dem Strand zurück, während Helen – nun ohne Hut – mich zum Lift eskortiert. Bugsiert, sollte man wohl besser sagen, angesichts meines Zustands und der Tatsache, dass ich wie vorher in ihrem Kielwasser rudere.

»Haben Sie nichts zu sagen?«, erkundigt sich ihr Rücken.

Was mir heute zugestoßen ist, hat so überhaupt nichts mit der Wirklichkeit zu tun, und das macht mich leichtsinnig.

»Doch.«

Wir sind wieder im Haus. Ein Zimmer mit dunkelrot gestrichenen Wänden. An einer Seite das riesige goldene Relief eines Buddhagesichts, durchzogen von Rissen wie ein Spinnennetz, die Augen geschlossen, die Wangen gebläht von all den Träumen der letzten tausend Jahre. Darunter eine breite Liege, bezogen mit schwarzem, abgewetztem Leder.

Sie dreht sich um.

»Was denn?«

»Man merkt Ihnen an, dass Sie hier leben. Unter dieser Kuppel. Ihr Teint ist wirklich sehr ...« – ich lasse meinen Blick über ihre Beine gleiten, von den Sandalen bis zur Saumkante ihres Kleides –, »... sehr, sehr gleichmäßig. Sehr.«

Helen schweigt, aber ich sehe, wie sich ihre Brust unter dem kaffeefarbenen Stoff hebt.

»Ihnen ist wohl ein wenig heiß geworden«, bemerke ich.

»Mir ist ein wenig eng,« entgegnet sie und richtet den Kragen ihres Kleides.

»Ihr Gemahl hat mir empfohlen, Gelassenheitstabletten zu nehmen. Er findet, dass ich das Tier in mir ausmerzen sollte.«

Helen hebt langsam, gleichsam zweifelnd, die Hand, greift nach ihrer Sonnenbrille und setzt sie ab. Sie hat grüne Pupillen, eingefasst von einem dunkelbraunen Reif, aber irgendwie erscheinen sie mir matt, wie Smaragde, die zu lange unbeachtet in einer Vitrine gelegen sind. Hohe Wangenknochen, eine glatte Stirn, ein schmaler Nasenrücken ... Mit ihrer Brille scheint sie auch eine Art Panzer abgelegt zu haben, denn nun spüre ich ihre vollkommene Zerbrechlichkeit – diese einladende, herausfordernde weibliche Zerbrechlichkeit, die jeder Mann sofort zerreißen und niederstampfen möchte.

Plötzlich stehe ich ganz nah vor ihr.

»Tun Sie es nicht«, sagt sie.

Ich ergreife ihre Hand – heftiger als nötig – und ziehe sie nach unten. Ich weiß nicht, ob ich sie damit lieblosen oder ihr Schmerzen zufügen will.

»Das tut weh.« Sie versucht sich zu befreien.

Ich lasse sie los. Sie macht einen Schritt zurück.

»Gehen Sie.«

Auf dem restlichen Weg bis zum Aufzug schweigt Helen. Ich betrachte ihren Nacken, beobachte, wie glänzender Honig darüberfließt. Mir ist klar, dass es meine ungeschickte, falsche Bewegung war, die soeben eine Kollision im Weltraum verhindert hat. Diese unwiderstehliche Anziehungskraft, die sich vorhin so

plötzlich aufbaute, lässt allmählich wieder nach, und schon treiben die Flugbahnen unserer Schicksale uns wieder um Hunderte von Lichtjahren auseinander.

Zur Besinnung komme ich erst, als ich bereits in der Kabine stehe.

»Was soll ich nicht tun?«

Helen runzelt ein wenig die Stirn. Sie fragt nicht zurück. Sie erinnert sich an ihre Worte, denkt darüber nach.

»Lassen Sie Ihr Tier in Ruhe«, sagt sie schließlich. »Merzen Sie es nicht aus.«

Die Tür schließt sich.

## II · WIRBEL

Eigentlich dürfte ich hier gar nicht sein. Aber ich bin zu aufgewühlt, um nach Hause zu gehen, und zu betrunken, um mich zusammenzureißen – also bin ich hier.

Im Badehaus Quelle.

Von meiner Schale aus gesehen, scheint es das ganze Weltall einzunehmen.

Hunderte großer und kleiner Becken steigen in fächerförmigen Kaskaden in den warmen Abendhimmel auf. Sie alle sind über durchsichtige Röhren miteinander verbunden. Aus den Umkleidekabinen geht es zunächst mit einem Fahrstuhl einen etwa hundert Meter hohen Glasschacht hinauf, an dem die gesamte phantasmagorische Konstruktion befestigt ist. Ganz oben befindet sich ein breites Becken, von wo sich eine Vielzahl gläserner Tunnel in alle Himmelsrichtungen verzweigt. Auf schäumenden Bächen gleitet der Badegast abwärts, von einer Schale zur anderen, bis er diejenige gefunden hat, die ihm zusagt.

Jede dieser mit Meerwasser gefüllten Schalen pulsiert in einer bestimmten Farbe zum Takt einer eigenen Melodie. Dennoch ergibt sich kein kakophonisches Durcheinander: Von einem unsichtbaren Dirigenten geleitet, vereinigen sich Tausende von Schalen zu einem großen Orchester, unzählige Einzelstimmen

verschmelzen zu einer einzigen, gewaltigen Sinfonie. Genau wie die Röhren sind auch die Schalen durchsichtig. Blickt man von oben auf sie hinab, erscheinen sie wie Blüten an den Zweigen des Weltenbaums, von unten betrachtet dagegen sind es Heerscharen schillernder Seifenblasen, die der Wind ins abendliche Blau hinausträgt. Auch das vielfarbige Leuchten dieser scheinbar frei schwebenden umgedrehten Glaskuppeln ist nach einem bestimmten Rhythmus synchronisiert: Mal nehmen die Schalen eine einheitliche Tönung an, mal breitet sich ein buntes Farbspiel über sie aus, wie ein Lauffeuer im Gezweig eines wundersamen kristallinen Baobabs, der den Himmel mit der irdischen Feste verbindet.

Der Baobab steht inmitten eines grünen Hochplateaus, umgeben von verschneiten Gebirgsausläufern, hinter denen die Sonne gerade erst untergegangen zu sein scheint. Natürlich sind die grauen Gipfel, die moosbedeckte Ebene davor und der allmählich erlöschende Himmel dahinter nur Projektionen. Nichts davon gibt es wirklich. Tatsächlich existiert nur eine gigantische würfelförmige Box, in deren Zentrum sich dieses unwirkliche Gebilde aus Pseudoglas, einem durchsichtigen Verbundwerkstoff, befindet.

Doch nur mir fällt die Täuschung auf, denn heute habe ich den wahren Himmel und den wahren Horizont gesehen. Die übrigen Besucher des Bades lassen sich wie immer durch nichts irritieren. Auflösung und Raumtiefe dieser Projektion sind so eingestellt, dass das menschliche Auge die Fälschung schon ab zwanzig bis dreißig Meter Entfernung nicht mehr wahrnimmt. Wozu auch: Heutzutage hat niemand mehr das Bedürfnis, die durchsichtigen Barrieren zu überwinden, die die Grenzen dieses komfortablen Selbstbetrugs markieren.

Auch ich selbst will an diese Berge und diesen Himmel glauben, und ich habe genügend Tequila in mir, um die Grenze zwischen Projektion und Realität dahinschmelzen zu lassen.

Wie schläfrige tropische Fische in einem Aquarium recken sich die Badegäste in ihren bunten Anzügen in den Becken. Das Badehaus ist ein Fest für die Augen, ein Hort der Frische, der Schönheit und des Begehrens, ein Tempel ewiger Jugend.

Weder Alte noch Kinder sind hier zu sehen: Nichts soll den Besuchern den Genuss verderben, weder moralisch noch ästhetisch. Die gläsernen Gärten sind nur denen zugänglich, die sich ihre Jugend und Kraft bewahrt haben. Alle anderen sollen ruhig in ihren Reservaten bleiben, wo ihre Abnormität niemanden irritiert.

Junge Frauen und Männer kommen allein, paarweise oder auch in größeren Gruppen hierher. Über die Wasserrutschen verteilen sie sich, bis jeder für sich die passende Schale gefunden hat, mit einer Musik, die seiner Stimmungslage entspricht, und in der richtigen Größe, sei es für einsame Gedanken, für eine erotische Vereinigung oder für Spiele unter Freunden. Mit eher schweigsamen Nachbarn, die kein Interesse an einer Kontaktaufnahme haben, oder mit solchen, die Abenteuer suchen und eine ganze Schale elektrisieren können.

Im labyrinthischen Geäst des kristallinen Baobabs gibt es Winkel, in denen man völlig ungestört ist. Doch nicht jeder will sich vor fremden Blicken verbergen: So manche Suchenden vereinigen sich, sobald der erste Funke überspringt, zu einem lüsternen Geflecht, mitunter nur einen Schritt entfernt von zufälligen Augenzeugen. Eine einzige unwillkürliche Berührung, ein heftiges Seufzen oder ersticktes Stöhnen bringt den Zuschauer dazu, sich entweder abzuwenden oder aber sich dem leidenschaftlichen Spiel anzuschließen.

Für gewöhnliche Menschen ist das Badehaus ein Supermarkt des Vergnügens, ein Fahrgeschäft des Glücks, eine höchst beliebte Art und Weise, die Ewigkeit zu verbringen.

Für solche wie mich jedoch ist es Sünde – und verboten.

Ungefähr in der Mitte dieses fiktiven Universums habe ich eine kleine Schale für mich gefunden. Halb liegend betrachte ich die eine Hälfte der unzähligen Seifenblasen, die hoch über mir im Himmel schwebt, während die andere sich unter mir ausdehnt. Der schwere, sinnliche Duft aromatischer Öle hängt in der Luft. Die Glaswand meines Beckens lodert in gedämpftem Violett, leise, aber eindringliche Basstöne passieren meine Haut und erreichen meine innersten Organe; es ist eine ruhige, schwere Musik, doch statt mich einzuschläfern, erregt sie meine Fantasie.

Durch das Glas hindurch blicke ich auf eine Schale weiter unten, in der zwei junge Frauen wie Seesterne ausgestreckt liegen. Sie haben ihre Zeigefinger miteinander verhakt, es sieht aus, als ob sie in der Luft schwebten.

Die Dunkelhäutige trägt einen gelb fluoreszierenden Badeanzug, durch den die braunen Flecken ihrer Nippel durchscheinen. Die andere, rothaarig mit milchweißem Teint, verdeckt mit einem Arm die entblößten Brüste; ihre Haare schwimmen lose verteilt im Wasser, wie ein dunkler Nimbus umrahmen sie ihr schmales, ein wenig kindliches Gesicht. Sie betrachtet die flackernden Glaskugeln, die sich über ihr in den Himmel erheben, dann treffen sich für einen Augenblick unsere Blicke. Anstatt meinem Blick auszuweichen, lächelt sie mir langsam zu.

Ich erwidere ihr Lächeln, dann wende ich mich ab und schließe die Augen. Die Strömung des Salzwassers schaukelt mich sanft, der Tequila rauscht wie Meeresbrandung in meinen Ohren. Ich

weiß, ich könnte jetzt eine Etage hinabgleiten, es würde nur wenige Augenblicke dauern, bis ich die Hand des rothaarigen Mädchens ergreife, und ganz sicher würde sie ihr wortloses Versprechen einlösen. Das Badehaus ist ebenso ein Ort für den erfrischenden Aufguss wie für den erleichternden Erguss, ein Zweck, den früher einmal Nachtclubs erfüllten. In den durchsichtigen Schalen ertränkt man seine Einsamkeit, verscheucht sie durch flüchtige Bekanntschaften, kurze, fiebrige Ringkämpfe; zugleich berührt uns diese plötzliche Nähe so unangenehm, dass wir anschließend sofort wieder Reißaus nehmen und uns davonmachen durch die nächstbeste gläserne Röhre.

Wir? Ich tue ja schon so, als gehörte ich zu ihnen. Nein, nicht wir, sondern sie.

Uns, den Unsterblichen, ist der Zugang zum Badehaus durch unseren Ehrenkodex verwehrt. In unseren Regeln wird es als »Brutstätte der Unzucht« bezeichnet.

Natürlich geht es nicht um die Verlockung flüchtigen Tummels, nicht um das spontane, verzweifelte Sich-ineinander-Verstricken von Geschlechtsorganen, sondern darum, was dabei herauskommen könnte. Bisher wird uns Unsterblichen der regelmäßigen Konsum von Gelassenheitstabletten noch nicht vorgeschrieben, sondern lediglich dringend empfohlen. Aber der Senator und andere Schutzherren der Phalanx sähen es am liebsten, wenn wir unsere animalische Natur gänzlich ausmerzten. Für uns gibt es eigene Bordelle, wo einem die Huren jegliche Wünsche erfüllen und sämtliche Geheimnisse zu wahren wissen. Jenseits ihrer Mauern haben wir uns jedoch wie Kastraten zu verhalten.

Das gilt auch für mich. Was also mache ich hier? Was habe ich hier zu suchen, Basile?



Dmitry Glukhovsky

**Future**  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 928 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-453-31554-9

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2014

Willkommen in der Zukunft!

Europa in der Zukunft. Seit die Sterblichkeit überwunden wurde, ist die Erde vollkommen überbevölkert. Der gesamte Kontinent ist zu einer einzigen Megapolis aus gigantischen Wohntürmen zusammengewachsen. Nur die Reichen und Mächtigen können sich in den obersten Etagen noch ein unbeschwertes Leben leisten, während die Mehrheit der Bevölkerung auf den niederen Ebenen ein beengtes Dasein fristet. Die Fortpflanzung ist streng reglementiert, und illegale Geburten werden unnachgiebig verfolgt. Als der Polizist Nr. 717 auf den Anführer einer Terrorgruppe angesetzt wird, gerät er in das Netz eines Komplotts, das bis in die höchsten Etagen der Gesellschaft reicht – und das die brutale Ordnung ins Wanken bringen wird.